



MANFRED OVERESCH ♦ ALFHART GÜNTHER

# *Himmliches Jerusalem in Hildesheim*

St. Michael und das Geheimnis  
der sakralen Mathematik vor 1000 Jahren

Vandenhoeck & Ruprecht





Manfred Overesch / Alfhart Günther

# Himmliches Jerusalem in Hildesheim

St. Michael und das Geheimnis  
der sakralen Mathematik vor 1000 Jahren

Mit 75 Abbildungen

Vandenhoeck & Ruprecht

*Umschlagabbildung:*  
St. Michael in Hildesheim: Entwurf des Architekten Walter Blaich  
für den Wiederaufbau und die bernwardinische Rekonstruktion  
der Gesamtanlage März 1946.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische  
Angaben sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-55004-5

© 2009, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen / [www.v-r.de](http://www.v-r.de)  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der  
vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. Hinweis zu § 52a UrhG:  
Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne vorherige schriftliche Einwilligung  
des Verlages öffentlich zugänglich gemacht werden. Dies gilt auch bei einer  
entsprechenden Nutzung für Lehr- und Unterrichtszwecke. Printed in Germany.

Satz und Litho: SchwabScantechnik, Göttingen  
Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

# Inhalt

Vorwort .....	7
Einleitung	
Zeitgeist und Zufall. Eine christlich-jüdische Partnerschaft für den Wiederaufbau des Weltkulturerbes St. Michael nach dem Zweiten Weltkrieg	13
Teil I	
Auf dem Weg ins sächsische Hildinshem	
1. Kapitel	
Auf der Sandbank der Zeit	
Die Suche nach der Leitkultur in Bibel und Antike .....	33
2. Kapitel	
Die Translatio Imperii Romani vom Mittelmeerraum nach Mitteleuropa	
Von Konstantin d. Gr. zu Karl d. Gr. 312–800 .....	47
3. Kapitel	
Von einer heidnischen Randkultur zum ottonischen Europa	
Das sächsische Jahrhundert 919–1002 .....	59
4. Kapitel	
Talent und Rätsel	
Bernward – eine Jahrhundertgestalt im ottonischen Reichsepiskopat .....	75

Teil II  
Das Himmlische Jerusalem.  
St. Michael als sakrale Mitte der imperialen Herrschaft

5. Kapitel	
Die neuen Forschungsansätze	
Der Weg zur Erkenntnis des Spirituellen .....	91
6. Kapitel	
Das Sichtbare – die gebaute Theologie	
Die Gottesburg auf dem Hügel .....	126
7. Kapitel	
Das Messbare – die sakrale Mathematik	
Die Ästhetik des Unsichtbaren .....	153
8. Kapitel	
Bernwards Bronzegüsse und sein Sarkophag	
Die auseinandergerissene Einheit .....	194
Coda	
»Aber Du hast alles mit Maß, Zahl und Gewicht geordnet«	
Das Ideal mittelalterlich-christlicher Baukunst .....	206
Bildtafelteil .....	213
Anmerkungen .....	233
Verzeichnis der Figuren und Tabellen .....	255
Anhang	
I. Graphische Darstellungen .....	259
II. Aufmaße und Auswertung .....	298
III. Mathematische Methoden .....	310
Literaturverzeichnis .....	317
Bildnachweis .....	327
Personenregister .....	332

## Vorwort

Die Kirche des europäischen Mittelalters ist ein Ort der Ballung, der Konzentration der Traditionen und des Glaubens, des Wissens und der Kunst; sie ist ein Ort des Ganzen ihrer Zeit. Gott ist an diesem Ort auf Erden gegenwärtig. Der Geist der Zeit, ihre Metaphysik, hat sich in ihm dargestellt. Die religiöse und auch die politische Macht wissen sich in ihm verkörpert. Der Mensch glaubt den Mittelpunkt und das Ziel seines Lebens unmittelbar vor Augen zu haben. Das Irdische ist hier mit dem Überirdischen verknüpft, das Erste und das Letzte gesagt, die Utopie real geworden, das Imaginäre fassbar. Der Kirchenbau ist der demonstrative Ort des Ganzen, die kunstvolle, virtuose und unbedingte Mitte des Lebens, die architektonische Affinität des Endlichen mit dem Unendlichen.

Diese Auffassung begann in Europa in der Spätantike und ist über das Mittelalter hinaus bis weit in die Neuzeit hinein unverändert geblieben. Als religiöse Tiefenstruktur schon in den frühesten Anfängen der Antike grundgelegt, hat das Christentum ein Erbe übernommen, mehr und mehr entfaltet und zu einer Kraft mit weltformender Wirksamkeit werden lassen. Jede Epoche hat ihr vorzüglichstes architektonisches und künstlerisches Können in Kirchenbauten vorgestellt, immer als Symbol, Vision und Versuch des Idealen. In unserer Zeit beginnt das in der Kirche Demonstrierte und Formkräftige fraglich zu werden. Viele drängen den Zeitgeist, über das Religiöse hinweg zu gehen, und sie legen besonders dem Christentum Legitimationszwänge auf, die es nicht erfüllen kann. Die ästhetische Berührung durch Kirchengebäude bleibt unbefragt, auch ihre stilistische Bewertung, die inhaltliche indessen wird in Zweifel gezogen, nicht von jedem, aber von vielen, nicht immer, aber oft.

Die Kirche St. Michael in Hildesheim ist ein vorzüglicher Ort des religiösen Selbstverständnisses im Mittelalter. Sie bietet sich heute geradezu als ein idealtypischer Ort der Rückbesinnung an. Vor 1000 Jahren wurde ihr Grundstein gelegt. Trotz aller programmatischen und mancher architektonischen Vergleichbarkeit mit anderen Kirchen ihrer Zeit und späterer Jahrhunderte wurde bei St. Michael 1010 ein Grundstein für ein Unikat gelegt. Für das Auge ist sie schnell als eine dreischiffige Kirchenanlage mit zwei starken Querschiffen, den darüber aufragenden beiden Vierungstürmen, den daran sich angliedernden vier Treppen- oder Glo-

ckentürmen sowie zwei abschließenden Hauptapsiden, einer östlichen und einer westlichen, wahrnehmbar, gebaut im frühromanischen Stil mit doppelter Symmetrie.

Dem mit der einstigen (uns Heutigen weitgehend abhanden gekommenen) Symbolsprache vertrauten Menschen vor 1000 Jahren offenbarte schon ein erster Rundgang viel mehr. Die Kirche erfüllt in ihrer Baugestaltung und Baubemessung den ebenso überragenden wie komplexen Gehalt der Bibel. Das architektonische Grundmuster der neutestamentlichen Verheißung, die 1009 (teilweise) zerstörte Jerusalemer Grabeskirche, die Anastasis, wird in den acht Pfeilern, zwölf Säulen und zwanzig Rundbögen wieder aufgenommen. Das Himmlische Jerusalem, im Alten Testament (Ezechiel) und im Neuen Testament (Offenbarung) als Wohnung bei Gott den Menschen verheißend, wird maßstabsgerecht kopiert. Schließlich wird die Majestas Domini, üblicherweise in der Kunst in einer Mandorla dargestellt, durch eine St. Michael ganz und exakt füllende Raute und die in deren vier Ecken gestellten Treppentürme präsent gemacht. Christus und seine vier Evangelisten und mit ihnen Gott und der Heilige Geist sind anwesend. Ein dreifaches architektonisches Programm definiert St. Michael in Hildesheim. Recht unmittelbar sieht man den apokryphen Bibeltext erfüllt: »Du (sc. Gott) hast alles mit Maß, Zahl und Gewicht geordnet« (Weish 11, 21).

Eine umfassende Maßanalyse (500–600 Einzelmessungen) sowie ihre graphische und mathematisch-geometrische Erschließung haben zu überraschenden Ergebnissen geführt. Die Grund- und Aufrissmaße von St. Michael sind harmonische Proportionen und von einem subtilen Netz regulärer Polygone (gleichseitiger Dreiecke, Quadrate, Pentagramme, Sechsecke, Oktogone, Zwölfecke) determiniert. Die Ecken und Kanten dieser Vielecke legen Hauptmaße der Kirche fest und dienen der Überleitung zum nächsten Polygon. Es existieren nur ganz wenige funktionslose Ecken. Die durchschnittlichen Differenzen zwischen den neunzig wichtigsten Aufmaßen der insgesamt 75 m langen und 40 m breiten Kirche und ihrem Polygonnetz liegen bei 4 cm. Das ist unter Beachtung der handwerklichen Ungenauigkeiten im Mittelalter nur ein Minimum. Damit scheiden Zufallsübereinstimmungen aus. Da die Polygone ausnahmslos Symbolgehalte besitzen, erkennt man hier eine weitere theologische Aussage, die, weil sie nicht dem Auge, sondern nur dem messenden und rechnenden Verstand zugänglich ist, die sakrale Mathematik genannt sei, der stille Dialog mit Gott.

Die Maßanalyse kann nicht an der Erkenntnis vorbeigehen, dass die zur Konzeption des Polygonnetzes erforderliche Mathematik um das Jahr 1000 in Europa nicht zur Verfügung stand, nicht einmal den Ibero-Arabern im Südwesten, dem heutigen Andalusien. Beherrscht wurde sie in den ostarabischen Kulturzentren, z. B. in Bagdad, Damaskus und Kairo, aber auch in Byzanz. Von dort kam 968

Theophanu, die spätere Kaiserin und Frau Ottos II. Das legt den Schluss nahe, dass sich in ihrem Gefolge auch hochkarätige Mathematiker befunden haben müssen, die dem Hildesheimer Bauherrn Bernward in der Zeit, in der er als Mitglied der Kanzlei und als Erzieher des Kronprinzen Otto (III.) am königlichen Hofe war, beim Entwurf von St. Michael zur Hand gegangen sind. Das ist eine völlig neue, sich aber aufdrängende Erkenntnis. Der Bauplan übernimmt tatsächlich Ideen der byzantinischen Reichskirche, der Hagia Sophia, die ihrerseits Proportionen des salomonischen Reichstempels in Jerusalem übernahm.

Die sich dem Betrachter nicht sofort erschließenden Maße sind für das Verständnis des Kirchenbaus entscheidend. Eines der geometrischen Resultate ist die Erkenntnis, dass St. Michael in Hildesheim ein Kubus ist von 100 Fuß = 1200 Zoll Kantenlänge (1 Zoll =  $1/12$  Fuß = 27,77 mm, 1200 Zoll = 33,33 m). Das entspricht, natürlich verkleinert, jenen Maßen, die in der biblischen Offenbarung für den Bau des Himmlischen Jerusalems vorgesehen waren: »Und die Stadt liegt viereckig, und ihre Länge ist so groß als die Breite. Und er (sc. der Engel) maß die Stadt mit dem Rohr auf zwölftausend Feld Wegs. Die Länge und die Breite und die Höhe der Stadt sind gleich.« (Offb 21,16).

Das architektonische Programm der Kirche wird ergänzt durch sein ikonoplastisches. Die zweiflügelige Tür im Westen, das Bernwardgrab, die Christussäule und ein zwölfteiliger Radleuchter, alle in der Kirchenachse nach Osten hin gelegen, ergänzen die Architektur. Dabei sind die Säule unter dem Vierungsbogen im Osten und das Bernwardgrab in der Krypta im Westen genau jene 42 m voneinander entfernt, die wir in Jerusalem von Golgatha bis zum Christusgrab messen.

Bischof Bernward hat die zwei Großbronzen erstellen lassen, die Säule, welche in 24 Szenen die im Neuen Testament überlieferten Taten Christi als Bildprogramm nach dem Vorbild der römischen Trajan-Säule erzählt, und die große zweiflügelige Tür, welche je acht Szenen des Alten und des Neuen Testaments (im Folgenden AT bzw. NT) einander gegenüberstellt. Dabei sind die jeweiligen Bildprogramme so miteinander verbunden, dass die acht neutestamentlichen Szenen des rechten Türflügels genau jene 24 Szenen der Säule aussparen. Die Autoren des Buches gehen von dem Gedanken aus, dass eine so hochwertig und durchdacht architektonisch gebaute und ikonoplastisch ausgestattete bernwardinisch-romanische Kirche ihre Sinnhaftigkeit nicht in einer einfachen bischöflichen – schon ursprünglich für Bernward gedachten – Memoria erfüllt sehen kann. Vielmehr müssen Auftrag und Gestaltung des Kirchenbaus in einen größeren Zusammenhang eingeordnet werden.

Die Bauidee der Kirche ist eine Neuentdeckung. Die Forschung hat das bisher nicht gewusst. Ihre Erklärung muss im Verständnis der Zeit gesucht werden; sie ist kein Zufall. Man kann nicht am Herrschaftsverständnis Ottos III. vorbeigehen, nicht an der Beeinflussung durch dessen byzantinische Mutter Theophanu, aber

auch nicht an dem von dieser als Prinzenenerzieher für Otto III. und nachfolgend als Bischof von Hildesheim eingesetzten sächsischen Adelspross Bernward. In diesem Umfeld suchen die Autoren die Antwort. Sie befragen die Idee einer imperialen Zielsetzung der Kirche im ottonischen Kerngebiet. Sie diskutieren den Gedanken einer möglichen Memoria für Otto III., bestätigen aber auch, nachdem alle vorherigen Lösungen durch die genealogische Katastrophe des frühen Todes Ottos III. 1002 obsolet geworden waren, die tatsächliche Memoriafunktion für Bernward, den Bischof von Hildesheim.

Die ottonische Zeit kannte noch keine systematisch entwickelte Herrschaftstheologie. Sie kannte aber das Verlangen nach einer himmlischen Orientierung des irdischen Lebens. Dafür war der König/Kaiser der wesentliche Transformator; der Papst war im 10. Jahrhundert zumindest im sächsischen Raum und im politischen Rahmen eines ottonischen Reichskirchensystems noch nicht eine gleichwertige oder gar, wie von Gregor VII. gut 100 Jahre später im *Dictatus Papae* und in *Cannossa* so beansprucht, eine höherwertige Instanz. Könnte die Michaeliskirche in Hildesheim, gebaut als Himmlisches Jerusalem, *Anastasis* und *Majestas Domini*, als ein erster Bau einer sich entwickelnden Herrschertheologie verstanden werden? Das Wissen der damaligen Zeit wäre dann später verloren gegangen, noch ehe es sich so recht festgesetzt hätte, denn der letzte Ottone, Heinrich II., verließ als durch seinen Vater Heinrich d. Zänker bereits bayerisch orientierter Herrscher die sächsischen Stammlande und versuchte die Reichsmittle im fränkischen Bamberg neu aufzubauen.

Das zentrale Thema des Buches wird bewusst in einen größeren historischen Zusammenhang gestellt. Zwei Fragen müssen zunächst aufgeworfen und beantwortet werden: (a) Welches Gedankengut musste ausgebildet worden sein, das sich als inhaltlich und qualitativ so hochwertig und lebensorientierend erwies, so dass es tradierfähig wurde? (b): Wie verliefen die Wege der Über- und Weitergabe des Traditionsgutes, bis dieses schließlich in Hildesheim 1010 ankam? Teil I des Buches dient den Antworten auf diese beiden Fragen. Der Inhalt der im östlichen Mittelmeerraum sowie im Vorderen Orient und in Ägypten ausgebildeten und dann von dort aus weitergegebenen Kultur wird zuerst angesprochen. Diese ist in der Antike und im Frühmittelalter immer zugleich eine politische und eine religiöse gewesen. Sie wurde schon mit Beginn der Kulturfähigkeit des Menschen als eine geistliche verstanden. Sie ist zuerst nur in Mythen darstellbar gewesen, im Laufe der Jahrhunderte aber immer mehr von Logik befragt sowie schriftlich und dialogisch fassbar geworden. Sie war anfänglich für ein unstetes Leben gedacht, deswegen sprechen die Autoren von einer Sandbank (1. Kap.). Sodann wird die Übertragung der in ihrem Ursprung mediterranen imperialen Herrschaftsidee, die *Translatio Imperii Romani*, nach Norden über die Alpen in die Randkulturen der damaligen euro-

päischen Ökumene, beschrieben, zunächst in die prädestinierte karolingische im Nordwesten, danach in die sächsische im Nordosten. Dieses gedankliche Vorgehen der Autoren verlangt eine zwar knappe und eingeschränkte, aber deutlich auf das Thema bezogene politische und kulturpolitische Geschichtsdarstellung (2.–4. Kap.). Teil 2 des Buches bildet den Kern. Hier werden in allen Details die neuen Zahlen- und Maßanalysen vorgestellt, um die gebaute Theologie und die sakrale Mathematik verständlich werden zu lassen. Beigefügte Bilder und Graphiken werden das Gesagte sichtbar machen.

Eingeleitet wird das Buch von einer ganz ungewöhnlichen Vor-Geschichte, dem Wiederaufbau der Michaeliskirche nach ihrer Zerstörung am 22. März 1945. Durch den damals eingetretenen, unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg und dem nationalsozialistischen Holocaust so gar nicht vorstellbaren Zufall einer christlich-jüdischen Partnerschaft konnte die Kirche in einem nach 1945 nur ganz kurze Zeit (bis 1947) bestimmenden Zeitgeist, der nach Dignität und Authentizität verlangte, in ihrem bernwardinisch-ottonisch-romanischen Ursprungsstil wieder aufgebaut werden. Das allein gab ihr die Chance, ab 1980 als zweites deutsches Monument – nächst dem Aachener Münster (1978) – für die Aufnahme in die von der UNESCO aufgelegte Liste des Weltkulturerbes diskutiert zu werden. Damalige (Wiederauf-) Baumeister und UNESCO-Zensoren wussten nicht, welches ganz und gar singuläre Juwel der christlichen Baukunst und des christlichen Bauverständnisses sie mit der Michaeliskirche in Hildesheim vor sich hatten. Sie anerkannten die romanische Ursprungsarchitektur. Doch es ist mehr. St. Michael ist als Himmlisches Jerusalem, Anastasis und Majestas Domini ein Unikat in Europa, ja in der Welt. Bei keiner anderen Kirche sonst steht die Mathematik so sehr im Dienste der Theologie und ihrer umfassenden Botschaft.

Die Autoren verantworten in interdisziplinärer Kooperation das Buch gemeinsam, die Arbeit haben sie sich geteilt. Manfred Overesch schrieb als Historiker die Einleitung, den ersten Teil und die Coda, Alfhart Günther als Physiker den zweiten Teil (mit den Anlagen). Zu danken haben wir den stets hilfsbereiten Damen und Herren der Archive. Für Gespräche, Kritiken und Anregungen danken wir Prof. Dr. Manfred Balzer, Dr. Michael Braune, Günter Fröhlich, Andreas Lemmel und Jürgen Oesterley. Für die Mithilfe bei den Korrekturen danken wir Gerhard Möller. Die Erinnerung an den Architekten Walter Blaich, den protestantischen Pfarrer Kurt Degener und den jüdischen Geschäftsmann Bernard R. Armour, die drei Initiatoren der bernwardinischen Renaissance von St. Michael, wollen wir lebendig halten.

Alfhart Günther  
Manfred Overesch

Dezember 2008



## Einleitung

### Zeitgeist und Zufall. Eine christlich-jüdische Partnerschaft für den Wiederaufbau des Weltkulturerbes St. Michael nach dem Zweiten Weltkrieg

Im Januar 1947 begann am Gymnasium Andreanum in Hildesheim wie an allen anderen Gymnasien der damaligen deutschen Länder das erste Nachkriegsabitur mit den schriftlichen Arbeiten. Im Fach Deutsch wählte der Primaner Wolfgang von Buch das Thema: »Wie kann man in der Not der Gegenwart noch nach den sittlichen Forderungen des Christentums leben?«<sup>1</sup> Buch war zu dieser Zeit 19 Jahre alt (geb. 15. Oktober 1928). Erlebt hatte er das Dritte Reich mit größtmöglicher Intensität. Geboren auf einem 500 Jahre im Familienbesitz befindlichen vorpommerischen Gut in der Uckermark, wurde er 1942 mit seiner Klasse des Joachimsthaler Gymnasiums von Templin aus in den eroberten »Warthegau« verschickt, um hier für neun Monate auf einer neu eingerichteten SS-Schule an sich selbst und für andere nationalsozialistische Ausbildungsinhalte zu demonstrieren, z. B. diesen Grundsatz: »Der völkische Staat hat [...] seine gesamte Erziehungsarbeit in erster Linie nicht auf das Einpumpen bloßen Wissens einzustellen, sondern auf das Heranzüchten kerngesunder Körper. Erst in zweiter Linie kommt dann die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten.«<sup>2</sup>

Der Schulversuch scheiterte aus politisch-pädagogischen Gründen. Die Klasse wurde nach Templin zurückgeschickt, doch man zog die jetzt 15-Jährigen bald als Luftwaffenhelfer zur Flak ein, zunächst nach Stettin, dann nach Greifswald. Nach einjähriger Dienstzeit bekam Buch den »Marschbefehl zu einer Infanterie-Einheit in Potsdam in die Hand gedrückt«.<sup>3</sup> Im März/April 1945 wurde er bei den besonders dramatischen und verlustreichen Endkämpfen um Berlin eingesetzt. Um ihn herum fielen die Altersgenossen in großer Zahl, auch sein bester Freund und Kamerad aus der Schul- und Luftwaffenhelfer-Zeit, der MG-Schütze II, der also den Patronengurt ständig nachlaufen lassen musste: »Wir riefen uns einiges zu, plötzlich hörte ich besonders nah ein Scharfschützen-Explosionsgeschoss, sein Stahlhelm flog an mir vorbei; als ich mich umdrehte, lebte er schon nicht mehr. Er war das einzige Kind seiner alten, verwitweten Mutter.«

Buch überlebte als einer der wenigen seiner Einheit und kam am 2. Mai in russische Gefangenschaft. Darüber schrieb er in seinem Lebenslauf für das Andreanum: »Diese Zeit war die furchtbarste meines Lebens. [...] Begriffe wie Mensch, Charakter und Sitte gerieten durch Hunger und Futterneid vollständig ins Wanken.« Die

Russen entließen den gerade einmal 17-Jährigen nach vier Monaten wegen seiner Jugend und Unterernährung. In all den vagabundierenden Strömen der Evakuierten, Vertriebenen, Kriegsgefangenen, Zwangsarbeiter, den Völkerwanderungen der 35 Millionen im 20. Jahrhundert, die 1945 über die Straßen Mitteleuropas zogen, führte oft der Zufall Regie. Buch fand seine Eltern und auch überlebende Geschwister wieder. Die Familie durfte in einem der katholischen Stiftsdörfer in der Nähe Hildesheims Quartier nehmen. Von dort aus ging der Sohn im Herbst 1946 auf das Gymnasium Andreanum in dieser Stadt.

Eine solche Vorgeschichte muss man sich vor Augen halten, um einen an Jahren noch sehr jugendlichen, an Lebens- und vor allen Dingen Todeserfahrungen aber sehr weit vorangeschrittenen Menschen zu verstehen, der in dem besonders kalten Januar 1947 seinen Abituraufsatz über die sittlichen Forderungen des Christentums »in der Not der Gegenwart« zu schreiben versuchte. Buch richtete seinen Rückblick auf die Vorfahren, denen »die Religion der Hort« war, aus dem »man durch die Jahrhunderte die Kraft (schöpfte), sich zu erneuern, die Kraft, Mensch zu werden«. Er wendete seinen Rückblick auf die Gegenwart, auf den »Ausnahmestand« seiner Lebenszeit, listete seine Beobachtungen auf, registrierte das Unerhörte, aber jetzt auch Alltägliche. Der Primaner wehrte sich gegen das Diktum Bertolt Brechts: »Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral!« (Dreigroschenoper, Denn wovon lebt der Mensch?) Und trotz aller moralischen Entkräftung fand er seine Devise: »Ein echter Mensch, ein guter Christ kann immer und unter allen Umständen als solcher leben und handeln.«

Die Not des Schülers, der beobachtende Blick, seine hin und her sich wendenden Urteile, seine tastenden Worte sind nicht überraschend. Wäre es anders, müsste man von einer unechten, opportunistischen Haltung sprechen. Denn der hier als Beispiel eines Abiturienten vorgestellte Schüler – keine Erfindung, sondern ein konkreter Fall – ist der Typ aus der Flakhelfer-Generation. Er hat die von der NSDAP vorgeschriebenen Jugendwege durchlaufen, er ist ein Überlebender, während die Kameraden neben ihm an den letzten Einsatzorten fielen, er ist, literarisch gewendet, Bölls »Wanderer, kommst du nach Spa ...«, der nach der Front in die Schule zurückkehrt. Er hat das damals unvorstellbare Glück gehabt, zu leben, weiter und neu zu leben. Es fehlt ihm nur das Orientierungswissen, das verlangte tiefere Nachdenken, eine gewisse Systematik, um in eine jetzt freie Gesellschaft eintreten zu können, um diese ideell und tatkräftig mitgestalten zu können. Er steht vor dem Nichts. »Vor dem Nichts rafften wir uns auf.« Diesen Appell von Karl Jaspers aus dem November 1945<sup>4</sup> könnte unser Abiturient gehört haben, aber er wüsste ihn nicht zu befolgen. Für eine solche Kehrtwendung, eine sichere Zielaufnahme, ist er zu stark geprägt durch den Nationalsozialismus, zu geschunden durch den Krieg, zu skeptisch für hohle Worte, aber wohl auch zu intelligent.